

So wird, durch alle Rede vom „Kommenden“, doch deutlich, wie diese gesamte Sicht eher ein Ende ist: wie auch ihre Sprache nicht umsonst als schönes Abendrot der Sprache Nietzsches und Stefan Georges und auch Rilkes sich gibt. Es ist immer noch jenes sehnstchtig gewollte Gold, das schon die Zeit der Bildungsdichtung (in Heyse und Geibel usw.) malte und malte, weil die wahre Entwicklung unerbitlich entgegengesetzt ging: zu einer Erde unverhüllter Endlichkeit. Es ist der erschütternd vergebliche Versuch, dem einen wahren Zeichen der Zukunft auszuweichen: dem „enthüllten Kreuz“. Darum ist der Kult des Todes das Letzte in dieser ganzen Richtung. Denn das Kreuz allein ist die Auferstehung, und sein Sterben ist das Ewige Leben. „Quasi morientes et ecce vivimus“, sagt der Apostel: „als ob wir stürben, und siehe, wir leben“. Im Kreuz ist das Sterben nur das Quasi, das Als-Ob, und das Leben das Ecce, das Siehe der überströmenden Glorie.

Erich Przywara S. J.

GEMEINSCHAFT DER HEILIGEN — GESTERN UND HEUTE

Wenn man das jüngste Werk von Joseph Braun über die Geschichte des Reliquiars¹ durchliest und die prächtigen Abbildungen betrachtet, dann wird hinter diesen gelehrten Seiten und durch die Fülle der Bilder hindurch eine geistige Wirklichkeit unseres Glaubens sichtbar: Gemeinschaft der Heiligen. Und je mehr man sich hineinliest in die scheinbar so nüchternen Aufzählungen und hineinsieht in die fast unübersichtbare Welt von Formen, um so erschütternder wird der Eindruck, daß unsere katholische Vergangenheit mit geradezu leidenschaftlicher Begeisterung die Gemeinschaft der Heiligen gelebt hat, die vielen von uns Heutigen nicht viel mehr bedeutet als eine Erinnerung an die Zeit, da wir noch Katechismusfragen auswendig lernten.

Vielleicht gibt es wenige Gebiete, auf denen die Verwüstungen des Rationalismus in unserem Glaubensleben so deutlich zu Tage treten wie gerade in der konkret-sichtbaren Form der Heiligenverehrung, wie sie sich im Reliquienkult verdichtet hat. Es ist nicht unsere Aufgabe, in diesem Zusammenhang die Berechtigung katholischer Reliquienverehrung zu verteidigen. Das dürfen wir als bekannt voraussetzen. Von größerem Belang ist uns die Feststellung einer Entwicklung, die von einer Überspannung der sichtbaren Erscheinung zu einer Überspannung des geistigen Sinns der Heiligenverehrung führte. Oder mußte man sogar zugeben, daß die allmähliche Zurückdrängung des Reliquienkultes eine Verflüchtigung der Heiligenverehrung überhaupt verschuldet hat? Vielleicht ist es unmöglich, in solchen Entwicklungen Ursache und Wirkung klar voneinander abzuheben. Aber die Tatsache bleibt doch bestehen, daß wir Gläubige von heute nicht annähernd so im Bewußtsein der „Communio Sanctorum“ leben, als es etwa unsere mittelalterlichen Vorfahren taten.

Was bedeutet schon im Leben des modernen Christen der Namenspatron, der Pfarrpatron, der Schutzheilige der Stadt oder des Landes? Und schon gar Reliquien? Als interessantes Dokument einer versunkenen Zeit

betrachtet der neugierige Beschauer die goldgekrönten, in bunte Prunkgewänder gehüllten Skelette auf den Altären unserer Barockkirchen und wird sich dabei nur seines innern Abstandes und seiner entschiedenen Ablehnung solcher „Geschmacksverirrungen“ bewußt. Da war das Mittelalter schon anders. Seine herrlichen Schreine mit ihrem kostbaren Schmuck in Filigran, Email, edlem Gestein und Perlen aller Art bilden auch heute noch ein Kulturgut unseres Volkes. Wir sind gerecht genug, das anzuerkennen, wenn wir wieder einmal in der „Schatzkammer“ eines unserer Dome diesen Wunderwerken mittelalterlicher Kunst gegenüberstehen. Und die Gebeine der Heiligen, die in diesen silbernen und goldenen Schreinen ruhen? Sind diese Schreine nicht eher als Wunderwerke der Frömmigkeit zu bestaunen, Wunderwerke eines Glaubens an die Gemeinschaft der Heiligen, die uns heute fremd ist wie die Stillformen der heiligen Schreine? —

Es war nicht immer so bei uns, daß man wie heute von uns sagen konnte, wir Deutsche fragten bei einer Reliquie zuerst nach ihrer Authentik. Diese kühle Zurückhaltung, die so klug und so berechtigt scheint, entspringt einer tieferen Skepsis als nur einer geschichtlichen. Die rationalistisch-aufklärerische Unterschätzung des Sinnfälligen zu Gunsten einer — der leibseelischen Ganzheit des Menschen so wenig entsprechenden — Überhebung des Geistigen, die das religiöse Leben bis auf den heutigen Tag wie mit einer Art Bleichsucht belastet, hat auch an dieser scheinbar weniger bedeutsamen Stelle ihre zersetzende Arbeit geleistet.

Vor der Aufklärung und vor allem vor der Reformation finden wir überall und besonders im deutschen Volk eine ganz entgegengesetzte Haltung. Die Heiligen gelten als die großen Helfer in allen Lagen und Nöten des Lebens. Ihre Reliquien besitzen, heißt sie gleichsam selber besitzen und ihres Schutzes sicher sein. Schon die alten Christen trugen ihre Enkolpien, kleine Reliquienkapseln, am Hals und verehrten ihre Brandea, kleine Tücher, die den Leib eines Martyrers oder wenigstens sein Grab berührt hatten. Auch die germanischen Völker pflegten diesen Kult mit heiligem Eifer. Rom, die Stadt der Katakomben mit ihren Martyrerleibern, übte einen unwiderstehlichen Zauber auf ihre religiös so empfänglichen Seelen aus. In Scharen pilgerten sie aus dem Norden zur Heiligen Stadt, um dort in Ehrfurcht von Katakombe zu Katakombe zu wandern. Wir kennen so manchen Romführer der damaligen Zeit, in denen immer nur die Leiber der Heiligen aufgezählt werden, als wären sie das einzig Sehenswürdige der Ewigen Stadt.

Bald entstand der begreifliche Wunsch, solche Schätze auch in der Heimat zu besitzen. Karl der Große selber sammelte Reliquien. Sein Schwiegersonn Angilbert von Centula und Einhard eiferten ihm nach. Es ging dabei nicht immer mit rechten Dingen zu. Bei Nacht und Nebel wurden heilige Leiber ihren Gräbern entnommen und fortgetragen. Ein römischer Diakon Deusdona und seine Brüder Luniso und Theodor spielten dabei eine traurige Rolle. Für Geld lieferten sie die Gebeine aus, und es scheint, daß sie zuweilen auch mit einer falschen Etikette aus einem schlichten Christen einen berühmten Martyrer machten. Die größten Klöster in Frankreich und Deutschland bezahlten alles, um nur möglichst viele Reliquien für ihre Kirchen zu erhalten. Das kleine Millinheim wurde

¹ Die Reliquiare des christlichen Kultes und ihre Entwicklung. Gr. 8^o (XXIV u. 743 S., 602 Abb.) Freiburg 1940, Herder. Geb. M 60.—

damals zu Seligenstadt ob der Fülle der von Einhard zusammengebrachten Gebeine. Angilbert konnte eine lange Liste seiner Reliquien zusammenstellen. Reichenau wurde berühmt durch den Diebstahl des heiligen Markus aus Venedig. Die reiche Abtei Sankt Trond besaß um 870 einen großen goldenen und 21 silberne Reliquien-schreine.

Man übertreibt kaum, wenn man behauptet, daß im Mittelalter der Wunsch, Gebeine der Heiligen zu besitzen, zumal wenn es berühmte waren, oft einfach zur Leidenschaft wurde. Das erklärt die mancherlei Diebstähle, die als „fromme“ Diebstähle meist ungestraft blieben. Oder auch es führte sogar zu Kriegsdrohungen und jahrelangen Fehden. Der Sieger nahm die Gebeine als Beute mit, wie Reinald von Dassel die der Heiligen Drei Könige und der heiligen Nabor und Felix nach der Eroberung Mailands. Früher hätte schon Kaiser Otto III. gerne den Leib des heiligen Bartholomäus von Benevent mit nach Deutschland genommen. Aber die Beneventaner betrogen ihn und unterschoben die Reliquien des heiligen Paulinus von Nola. Diese wurden in die Kirche des heiligen Adalbert auf der Tiberinsel in Rom gebracht und wurden später Anlaß zu dem Gerede, der Leib des Apostels Bartholomäus sei dort. Kaiser Friedrich I. entschied die Frage, die zu einem Streit zwischen Rom und Benevent geworden war, zu Gunsten der Römer, indem er 1167 eine Konstitution erließ, die jedem Widersprechenden eine Strafe von 100 Pfund besten Goldes androhte. So wurde aus der Kirche des heiligen Adalbert die Kirche des heiligen Bartholomäus „all' Isola“.

Diese wenigen Angaben lassen schon erkennen, wie lebendig und heißblütig die Reliquienverehrung des Mittelalters und in ihr das Bewußtsein von der Gemeinschaft der Heiligen war. Es wäre allzu leicht, derartige Berichte zu häufen, denn alle Chroniken sind voll davon. Erbauliches und Bizarres, Naivität und echtste Frömmigkeit stehen dicht nebeneinander. Man könnte erzählen von der Reliquienjagd eines Karl IV. für den Karlstein, Rudolf IV. von Österreich für Wien, Albrechts von Brandenburg für Halle und Friedrichs des Weisen von Sachsen für Wittenberg. Gerade bei den letzteren, die Tausende von Reliquien aufhäufte, ist auch profane Sammelleidenschaft, die Kuriositäten und Seltenheiten nachgeht, mit am Werke. Ergreifend ist es hingegen, von dem sterbenden Philipp II. von Spanien zu lesen, wie er seine Reliquien um sich aufstellen läßt, um in seiner Todesnot den Trost und die Hilfe der Heiligen zu spüren.

Aber wir wollen uns nicht weiter bei diesen Berichten der Vergangenheit aufhalten, sondern statt dessen noch einen Blick auf die Reliquiare werfen, die der fromme Sinn des Mittelalters für die Gebeine der Heiligen geschaffen hat. Es ist dem Gelehrtenfleiß Joseph Brauns zu verdanken, daß wir nun zum ersten Mal einen Überblick über dieses weite Gebiet religiösen Kunstschaffens gewinnen können. Vieles, allzu vieles ist im Laufe der Zeit verloren gegangen. Trotzdem ist der Eindruck von dem, was Braun in seinem Werk verarbeitet hat, noch ein überaus gewaltiger. Kein Stoff war zu kostbar, keine Mühe und kein Aufwand zu groß. Gold, Silber, Kupfer und Bronze, Kristall, Glas und edles Gestein, Elfenbein, Bein, Horn und Straußeneier, Seide, Samt und Brokat, dies alles diente als Material. Eine Welt von Formen

wurde aufgeboten: bald waren es elegante Kästchen, Truhen oder Schreine, bald Pyxiden oder ziboriumförmige Behälter, bald Vasen, Kannen oder Hörner, bald Tafeln oder Retabeln, Ostensorien in mannigfacher Form, oder Hände, Füße, Köpfe oder Büsten, je nach der Art der zu bergenden Reliquie. Und welcher Reichtum und welche Verschwendung an sinnreichem Schmuck! Steine und Perlen, Filigran und Email, Gravierung und Treibarbeit, Schnitzerei und Malerei, Stickerei und Einlegearbeit. Wieviel liebevolle Überlegung und frommer Sinn in der Auswahl der bildlichen Motive und Symbole! Fast die ganze christliche Ikonographie tritt in Erscheinung. Kurz, alles, was an materiellen und künstlerischen Möglichkeiten zur Verfügung stand, wurde aufgeboten. Dabei haben wir noch die riesige Zahl der Reliquiare zu bedenken. Heute ist ja nur mehr ein kleiner Bruchteil des Geschaffenen erhalten, und auch die über viertausend Reliquiare, die Braun als Unterlage für seine monumentale Darstellung dienten, sind wenig im Vergleich zur Gesamtzahl. Und doch waren nach seiner Angabe auch kleinere Reliquiare oft mit hundert und mehr Steinen und Perlen verziert. Der Remaclusschrein zu Stavelot hatte an die 800 Steine und Perlen, der Elisabethschrein von Marburg etwa 850, der Marienschrein von Aachen mehr als 1000, und der Dreikönigenschrein im Kölner Dom hat heute noch über 1500. Es gibt auch eine Mystik in Zahlen. Welch ein Glaube und welche Verehrung offenbart sich in all dem! Gemeinschaft der Heiligen gestern! —

Wir möchten der Versuchung nicht erliegen, zum Schluß noch einmal auf die „Gemeinschaft der Heiligen heute“ zurückzukommen. Diese Frage ist zu lebendig verwachsen mit den vielerlei religiösen Bestrebungen und Bemühungen unserer Zeit, um auf so engem Raum auch nur skizzenhaft umrissen werden zu können. Statt dessen möchten wir lieber dem greisen Verfasser ein Wort des Dankes sagen, daß er mit dieser Geschichte des Reliquiars seine großen Arbeiten über die liturgische Gewandung, den christlichen Altar und das Altargerät zu einem einzigartigen Monumentalwerk über die liturgische Kunst zusammengeschlossen hat. Vollkommene Beherrschung des Stoffes, durchsichtiger Aufbau und klare Darstellung sind die Kennzeichen dieses Buches wie der vorausgehenden Arbeiten, die als abschließend für ihr Gebiet bei Studierenden und Gelehrten bekannt sind. Joseph Braun hat weder mit dichterischer Phantasie Geschichtsbilder geschaffen noch mit philosophischer Kühnheit gewaltige geistesgeschichtliche Zusammenhänge aufgestellt. Aber er hat uns in einem langen Leben die Tatsachen gegeben, die zu erforschen vielen zu mühsam gewesen wäre, ohne die aber echte Wissenschaft nicht sein kann. Darum danken wir ihm auch für dieses jüngste Werk, das in der geordneten Überfülle seines Stoffes und der scheinbar so kühlen Welt seiner Berichte, Beschreibungen und Zahlen uns mitten hineinführt in das Glauben, Lieben und Beten des mittelalterlichen Menschen.

E. Kirschbaum S. J.

DER EINFLUSSREICHSTE DEUTSCHE MYSTIKER

Wenn ein Werk in mehr als 95 Sprachen übersetzt und mehr als 300mal neu gedruckt wurde, wenn es ein halbes Jahrtausend hindurch bis auf die Jetztzeit